

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 20

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

9. Fortsetzung

Es roch im Hause nach verwelkten Totenblumen. Die Traurigkeit und die Schatten des Todes gingen um – und die schweren Tritte der Männer, die Hermann Keller aus seinem Hause getragen, waren immer noch zu hören...

Christine weinte. Christine wartete auf ihr Kind.

Zweiter Teil

GESTERN

1

Am Abend des 26. Juni brachten Doktor Haller und seine Frau Christine in das Frauenspital. Es war so vereinbart worden, damit sie in jeder Beziehung wohl aufgehoben sei.

Während Doktor Hallers Wagen langsam seinem Ziel entgegenfuhr, sass Christine von Kissen und Decken gestützt und hielt einen Goldregenzweig aus ihrem Garten in der Hand.

„Wenn wir wieder zurückfahren“, sagte sie mit glücklichen Augen, „so habe ich mein Kind.“

Frau Hanna, die ein Bündelchen Erstlingswäsche in ihrem Schosse liegen hatte, streichelte ihr stumm die Hand.

Der Wagen hielt vor der Spitalpforte. Doktor Haller, der Christine angemeldet hatte, suchte sofort den Chefarzt auf, während zwei Schwestern aus dem Portal kamen, Christine auf die Füsse halfen und sie ins Haus hineinführten. Frau Hanna setzte sich auf eine Bank im Korridor. Hier wollte sie warten, bis die Schwestern Christine untergebracht hatten.

Langsam ging die junge Frau zwischen den beiden Schwestern durch den langen, breiten Gang. Alle paar Schritte musste sie einen Augenblick stille stehen und sich fest auf die Arme der Pflegerinnen stützen. Sie schaute dann in die Gesichter unter den weissen Hauben: irgend ein kleines aufmunterndes Wort wäre so gut gewesen. Aber die schmalen, kargen Lippen gönnten es ihr nicht, und aus den müden, abgespannten Zügen war nichts weiter zu lesen als: wir sind da, wir tun unsere Pflicht. Ihr ändern habt Liebe und Glück – nun müsst ihr es eben bezahlen.

Christine wurde in den Gebärsaal gebracht. Ein grosser, fast leerer Raum mit gekacheltem Fussboden und weissgestrichenen Wänden. An der rechten Schmalseite des Raumes, gleich neben der Türe, war eine mächtige Waschoilette eingebaut. Die linke Schmalseite bestand aus

lauter Fenstern, durch die das Tageslicht bis in den hintersten Winkel drang und so die nüchterne Sachlichkeit und Zweckmässigkeit des ganzen Raumes noch deutlicher unterstrich. In der Mitte des Saales, in etwa fünf Metern Abstand, waren zwei Betten. Das eine straff zugedeckt, das andere für Christine bereitet.

„Und nun schlüpfen wir aus den Kleidern“, sagte die eine der Schwestern, „und ziehen das bequeme Spitalhemd an.“

Christine liess alles mit sich geschehen und lächelte dazu. Doch als sie sich dann im deckenhohen Spiegel der Wandtoilette auf dem nackten Boden stehen sah, in blossen Füssen, das Spitalhemd knapp bis an die Knie, wie verloren in dem grossen Saal – an etwas Fremdes, Beängstigendes ausgeliefert, da schwand das Lächeln aus ihrem Gesicht und um ihre Mundwinkel zuckte es wie bei einem Kind, das weinen will.

Der Chefarzt kam mit Doktor Haller und nahm die Untersuchung vor:

„Es ist noch lange nicht so weit“, sagte er und deckte sie wieder mit dem Linnen zu, „aber es ist gut, dass Sie da sind.“

Christine hätte gern dem alten, erfahrenen Arzt, der so behutsame Hände und eine warme, gute Stimme hatte, etwas gesagt, ihn etwas gefragt. Aber was hat eine Frau in dieser Situation noch zu sagen oder zu fragen? Nichts! Sie gibt sich restlos und bedingungslos hin an das, was nun kommt. Sei es wie es wolle und koste es was es wolle an Schmerzen, Ausdauer und Kraft.

Doktor Haller drückte ihr die Hand: „Es wird schon gut werden, Frau Christine. Jetzt nur tapfer bleiben, wie Sie es bisher gewesen sind.“

Die beiden Ärzte gingen. Frau Hanna kam, um Abschied zu nehmen:

„Nur bis morgen“, tröstete sie. „Morgen hast du dein Kind und ich besuche euch jeden Tag. Deinen Goldregenzweig hier stellen wir ins Wasser.“

Sie holte ein Glas Wasser von der Toilette und stellte es auf einen kleinen Tisch dicht neben dem Bett.

„So, jetzt kannst du ihn immer sehen und dabei denken, wie schön es sein muss in deinem Haus und in deinem Garten, wenn der kleine Johannes erst im Korbwagen liegt. Wenn es aber doch ein Mädchen sein sollte?“

„Es ist ein Bub – ich weiss es genau.“

Frau Hanna lachte: „Dann weisst du mehr als andere Frauen, aber ich täte mich nicht wundern, wenn du auch hier

deinen Willen durchsetzen würdest. Alles Gute, Christine, alles Gute mit dir und deinem Kind.“

Ihre Augen blickten jetzt ernst. „Mein Mann wird sich fortlaufend nach dir erkundigen. Du wirst sehen, es geht alles gut.“

Sie beugte sich nieder und küsste Christine, die flach auf ihrer Matratze lag.

Wird es schwer sein?“ flüsterte die werdende Mutter an ihrem Ohr.

„Köstliches Gut ist noch nie billig gewesen. Man bezahlt alles im Leben – und das ganz besonders.“

Dann war Christine allein. Die Schmerzen hatten nachgelassen. Sie fühlte sich vollkommen wohl und ohne Beschwerden. Nur dieses Alleinsein in dem grossen Saal bedrückte sie. Sie kam sich vor wie eine Schiffbrüchige. Ihr Bett war das winzige Rettungsboot, der grosse leere Saal das Meer. Es trug sie – aber wie lange und wohin?

Christine begann sich umzublicken, ihre Augen brauchten ein Ziel, irgendeinen Ruhepunkt, der sie hielt und mit dem sie sich auseinandersetzen konnte.

An der Längswand ihr gegenüber war eine eingebaute Uhr. Christine begrüsst diese Uhr mit dem grossen weissen Zifferblatt wie einen guten alten Bekannten. Es war jetzt genau acht. Sie konnte das feine Ticken hören, sie konnte zusehen, wie der Minutenzeiger vorwärts rückte. Nun war sie doch nicht mehr so ganz allein. Eine Uhr ist etwas Wunderbares, etwas Lebendiges. Sie geht mit einem wie der Schlag des eigenen Herzens, sie ist wie das Leben selbst, von Meisterhand bereitet und in Gang gesetzt.

Bruchstücke einer alten Ballade summt ihr ein. Leise, selbstvergessen summt Christine vor sich hin:

„Es ist ein grosser Meister,
der künstlich ihr Werk gefügt,
wenngleich ihr Gang nicht immer
dem tönlichen Wunsche genügt.“

Wie eine feine Glocke schwang Christines Stimme durch den Raum. Und der Raum wurde ganz erfüllt davon...

Unter der Uhr, in strenger gotischer Schrift, stand ein Bibelspruch. Christine las ihn so für sich hin, damit die Stimme weiterklinge:

„Der Herr vernimmt ihr Schreien und hilft ihnen! Wenn sie rufen, so will ich antworten! Wenn sie noch reden, so will ich hören!“

Christine erschrak: waren die Frauen, die in diesem Saale lagen – war sie selber, damit gemeint? Würde sie schreien, würde sie rufen? Würde der Herr sie dann hören? Was für ein Herr? Was für ein Gott? Doch ein gnädiger und barmherziger, wenn er auf das Schreien und Rufen hören und antworten wollte. Aber wie konnte er wissen, dass sie schreien würde? Und wenn er es wusste, warum ersparte er ihr dann das Schreien nicht?...

Christine war wieder einmal da angelangt, wo es in die finsterste Tiefe ging.

O dieser Spruch! Sie wandte das Gesicht hinweg, aber es nützte nichts, der Spruch und die Uhr, sie waren das einzige, was lebte in diesem Raum.

Eine Schwester kam: „Wie geht es?“ „Ich spüre nichts, gar nichts – die Schmerzen sind fort – es ist alles ganz still. Sagen Sie einmal Schwester, warum steht dieser Spruch, gerade dieser Spruch dort an der Wand? Er ist so bedrückend.“

„Die meisten sind froh um ihn“, sagte sie kurz, „darum steht er hier.“

Hätte diese Schwester so viel von der menschlichen Seele verstanden wie vom menschlichen Leib, dann wäre ihr wohl eine andere Antwort über die Lippen gekommen. Aber sie dachte jetzt nur daran, dass in der allgemeinen Gebärde noch vier Frauen in den Westen lagen und dass sie wohl wieder die ganze Nacht nicht aus den Kleidern kommen würde.

Sie befestigte am Kopfende des Eisenbettes eine Klingelschnur:

„Läuten Sie, wenn die Schmerzen wieder kommen sollten. Der Herr Professor

glaubt allerdings, dass Sie diese Nacht noch schlafen können.“

Sie schaltete das blaue Nachtlicht an der Decke ein und ging.

Nun trieb Christine wieder allein und verlassen mitten im Ozean. Der Spruch war nicht mehr zu erkennen und auch nicht die Uhr. Nur ihr Ticken war zu hören.

Christine legte die Hand auf ihr Herz und redete in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit mit ihrem Kind:

„Johannes – kleiner Johannes – ich glaube, es wird schwer sein. Aber kostbares Gut sei noch nie billig gewesen, so hat man mir gesagt. Ich will gern leiden und ich will auch alles ertragen, wenn du nur da bist, kleiner Johannes.“

Die Uhr tickte, das blaue Nachtlicht machte müde und still. Christine hielt mit der rechten Hand die Klingel umspannt, die Verbindung zu den Menschen, wenn sie sie brauchte.

Sie läutete nicht. Sie schlief bis in den hellen Morgen hinein.

Ein Ruf der Schwester weckte sie: „Ihnen ist es aber gut gegangen heute Nacht!“

Christine riss die Augen auf, sah sich verwundert um:

„Ja, wie ist das denn möglich, dass ich so lange geschlafen habe? Ich fühle nicht den geringsten Schmerz, und doch – gestern Abend...“

„Machen Sie sich keine Sorgen, das ist manchmal so. Heute geht es bestimmt vorwärts.“

Eine weitere Schwester kam. Christine wurde gewaschen, ihre langen Haare gekämmt und in feste Hängezöpfe geflochten. Als dann der Professor erschien, hatte sie das seltsame Gefühl, als wäre sie von ihrem bisherigen Leben fern abgerückt – so wie damals nach ihrer Verheiratung – als hätte sie eine weitere Station durchschritten und ginge einer neuen, unbekannten entgegen.

Die Untersuchung dauerte diesmal lange. Mit dem Stethoskop suchte der Professor die Herztöne des Kindes ab. Seine Augen und sein Gesicht zeigten angespanntes Hinhorchen und Lauschen.

„Rufen Sie mir schnell Kollege Fehr“, sagte er zu der neben ihm stehenden Schwester und untersuchte weiter.

Als der Gerufene, ein noch junger Arzt, den Saal betrat, rief er ihn ans Bett:

„Prüfen Sie einmal dieses Herz. Sie haben doch nichts dagegen?“ wandte er sich beiläufig an Christine.

Sie schüttelte den Kopf – was hätte sie auch sonst tun sollen? Schon untersuchte der junge Arzt, und es kam ihr dabei gar nicht so richtig zum Bewusstsein, dass es sie selbst betraf. Es ging alles so unpersönlich und flink. Auch die lateinischen Worte, die über sie hinweg gewechselt wurden, hatten nichts mit ihr zu tun. Sie dachte nur an ihr Kind, dass es doch bald kommen möchte.

„So, und nun ziehen wir für heute ins eigene hübsche Zimmer, essen wenig und schlafen viel, damit wir am Abend frisch ans Werk können.“

Der Professor lachte so betont aufmunternd, dass alle andern gehorsam mitlachten, sogar Christine, die sich nun wieder unter dem harten, weissen Linnen geborgen fühlte.

Nachdem die Ärzte den Saal verlassen, wurde sie in Tücher gehüllt und auf den Wagen gehoben. Man fuhr sie in den Lift, der so sanft anlief, dass man kaum merkte, wie er sich bewegte. Nachher steuerte die Schwester das Wägelchen durch breite, helle Korridore an kommenden und gehenden Menschen vorbei und beendete die rasche Fahrt in einem hellen, hohen Zimmer mit weissen Möbeln und vor Sauberkeit blitzendem Fussboden.

Christine wurde in ihr Bett gehoben. Sie sah das gewohnte Nachttischchen zur Seite, die kleine Lampe darauf, sie sah einen Kleiderschrank, Stühle, eine hübsche Waschoilette, und zwischen Schrank und Tisch ein kleines Eisenbettchen mit schneeweissen Vorhängen und Bezügen.

Dieses Bettchen liess Christine nicht mehr aus den Augen, als sie allein lag.



I gloub' es gäb en alti Sag,
dass mäenge, wo-n-es Chrützli trag
im schöne Mai müess wybe ga,
de wärdi är der glücklechtscht Mah.

Im Maie, wes de Blüemli het,
wo jedes Gresli wachst um d'Wett,
de tüe de d'Möntsche d'Härzli uf
u jede macht e töife Schnuuf.

Du chasch di achte, s'blibt derbi,
d'Möntschehärz u d'Blüemeli,
die wachse gäng dr Liebi nah,
so gits im Läbe mängs z'verstah.

Sie streichelte mit glücklichen, zärtlichen Blicken die winzige Decke, das Kissen, sie liebteste die Stelle, wo das Köpflein zu liegen kam – ein dunkles Köpfchen, ein rosiges Gesichtlein, ein winziges Näschen und zwei winzige Fäustchen an die Wangen geschmiegt. Sie sah unter der Decke die zarten Glieder, die Füsschen, die kleine Brust, die so rührend leise und suchte atmete, um mit dem Leben allmählich in Rhythmus und Schwingung zu kommen... Wenn Christine genau hinzuhörte, dann konnte sie dieses leise Atmen schon jetzt vernehmen – schon jetzt, wo doch das Bettchen noch leer war... Sie streckte beide Arme nach ihm aus:

„Kleiner Johannes“, schluchzte sie, „mein Bub, mein Kind!“

Der Chefarzt des Frauenspitals telephonierte Doktor Haller, dass die Geburt um 5 Uhr abends mit Pituitrin-Injektion eingeleitet würde. Er habe Fehlgeburst konstatiert, es sei mit Komplikationen zu rechnen. Das Herz wäre in Ordnung, aber leicht werde es der Frau wohl nicht gemacht. Immerhin, er hoffe ohne operativen Eingriff durchzukommen.

Um 5 Uhr bekam Christine die erste Spritze. Um 7 Uhr wurde sie wieder auf den Wagen gehoben und in den Gebärsaal gebracht. Eine alte Hebamme mit gutem, stillem Gesicht und wissenden Augen nahm sie dort in Empfang. Und jetzt entfaltete sich im Saal eine emsige, lautlose Tätigkeit, ja, er hatte sozusagen plötzlich ein Gesicht bekommen. Auch die Uhr hatte ein Gesicht und die weit offenen Fenster, die in den Park hinausgingen und nun wie zwei grosse, wartende Augen waren. Selbst die Wände schienen zu warten in ihrer starren Weisse. Und die grossen Buchstaben des Spruches unter der Uhr waren wie sprunghaft, ihren Platz zu verlassen und herabzukommen.

Christine wurde bald ein neues Wesen, sich selber fremd. Erst nahm sie den Schmerz, der in kleinen Wellen über sie ging, willig auf. Sie lächelte noch, denn nun war ihre grosse Stunde da. Doch als die Wellen grösser und grösser wurden, erstarrte das Lächeln und sie klammerte sich an den starken Arm der sie betreuenden Schwester.

Der Schmerz riss sie auf, liess sie für einen kurzen Augenblick fallen und riss sie wieder hoch. Immer und immer, als bestände ihr Leben nur noch aus einem kurzen Atemzug zwischen unendlichem Schmerz.

Um 9 Uhr bekam Christine die zweite Spritze. Dann wurden die Wellen zu Wogen – zu Bergen – zu Ungeheuern! Die Frau, die jetzt keinen Namen, keinen Willen und kein Ich mehr hatte, sie kämpft mit diesen Ungeheuern wie ein Geschöpf in Todesnot, so wie alle Kreatur in Ver zweiflung und Angst vor der Vernichtung ringt und kämpft. Die Un-

geheuer drohten sie zu zerreissen, die Berge über sie herzufallen, es war eine Not – so gross – dass kein klein Licht mehr Trost und Erleichterung bringen schien.

Christine hörte wie von ferne, dass Menschen um sie waren und zu ihr sprachen, sie erkannte auch die Stimme des alten Professors, der sich über sie beugte und ihr sagte: „Bleiben Sie noch ein bisschen tapfer.“

Sie stöhnte nur, Seltens aber war es, dass sie in all ihrer Not die Uhr nie ganz aus den Augen verlor. Sie sah deutlich, wie der Minutenzeiger langsam, langsam rückte, wie sich der Stundenzeiger mit unendlicher Langsamkeit vorwärts bewegte, als hätte er eine Ewigkeit zu durchwandern...

Zehn Uhr – elf Uhr – zwölf Uhr – es war die Zeitrechnung von Menschen gemacht, für die Gebührende aber waren es namen- und zeitlose Leidenstationen, von denen jede immer schmerzvoller wurde.

Als es gegen 1 Uhr morgens ging, da sprang der Spruch von seinem Platz an der Wand herunter und kam gross und mächtig auf Christine zu...

„Der Herr höret ihr Schreien und hilft ihnen...“

Und Christine schrie, schrie zum erstenmal in ihrer Not! Ihre Schreie prallten gellend und hoch gegen die weissen, starren Wände in langen Intervallen, plötzlich abbrechend und mit neuer Gewalt beginnend.

Der Saal schien sich rasend schnell im Kreise zu drehen. Sie fühlte sich von vielen Händen gepackt, meinte, sie würde mitten entzwei gerissen, sie hörte ihre eigenen Schreie durchdringend und hell, als müsste der Saal, das Haus, die ganze Welt in Scherben und Trümmern zersti-eben...

Und dann war Ruhe, Ruhe – Erlösung – Stille!

Als hätte sie ein wahnsinniger, toller Wirbelsturm durch das Universum geschleudert und nun plötzlich sachte fallen gelassen, so lag Christine da, noch benommen und erschöpft, aber von allem Schmerz und von aller Not befreit. Sie erkannte die Schwestern, die ihren gemarterten Leib wuschen. Sie erkannte den Professor, der ihr mit schweissüberglänzttem Gesicht zunicke: „Gottlob, wir haben es geschafft!“

Und sie sah die alte Hebamme mit einem winzigen Bündel auf sich zukommen. Christine hob ihre Arme. Die Hebamme legte das Bündel behutsam hinein: „Da, Frau Keller, da haben Sie Ihren Sohn.“

Christine schluchzte auf. Sie hielt ihr Kind am Herzen, sie fühlte die Wärme seines Körperchens, sie hörte die leisen, leisen Atemzüge, spürte das Vibrieren des neuen jungen Lebens, das aus ihrem Leben, aus ihren Schmerzen, aus ihrem Wünschen und Schreien kam.

(Fortsetzung folgt)



Links: Kondukteur Fritz Coendel, der Post sieben, widmet sich in seiner Freizeit mit Vergnügen seinem Garten. — Rechts: Kondukteur Gasser, rieder, nebenbei ein ausgezeichnete Kaninchen ist hier gerade dabei, seine Fahrkontrolle auszu-



Links: Kondukteur Emil Weber findet immer zu Minuten Zeit, um sich mit seinem Hund zu beschäftigen. — Rechts: Kondukteur Hans Stucki, während des Tages seine Sinne fest beizubehalten muss, um die vielen Passagiere sicher an ihr Ziel führen

Der letzte Wunsch

Von F. Coendel

(Zum 38. Dienstjahr der sieben Strassenbahnen vom Depot Burgernziel, mit ihren Frauen, ihrem alljährlichen Ausflug ins Gebirge)

Nach achtunddreissig Dienstjahren rief die Dame an: „Mit gütigste Wünsche luege mir trübe an... Wo mit us all e glück Fahrplan der abhau. Und feim wärs i Sinn as, Minne na...“

„Streich mir mit mit äone Treue in äone... Sie hei us fächerlet und bezielet sich zu... Dezu us mit Ziehi no der Treue alle...“

Die Gruppe Berner Strassenbahner feierte dieser Tage gemeinsam mit ihren Ehehälften ihr Dienstjubiläum, das sie traditions- mässig seit dem 30. Jubiläum all- mählich wiederholten. Gleichbe- zeugung wird dieser Tag in Ge- schichte der Ehefrauen verbracht, je schraus, Jahren, während der unregelmässigen Dienstzeit ihrer Partnerinnen, viel zu deren Wohler- gehen so vielen Jahren unregelmäs- sig und oft sehr strengen Dienstes

38 Jahre Strassenbahner



Am Morgen früh versammelten sich die 7 Jubilären mit ihren Frauen beim Tram- depot Burgernziel, um von hier aus den schönen Tag zu beginnen

freuen sich die 7 Jubilären jedes Jahr besonders auf diesen Tag, an dem sie in wohlthuender Entspan- nung den Alltag vergessen und sich ganz ihrer jahrelangen Kamerad- schaft erfreuen dürfen. Sicher könnte jeder einzelne von ihnen uns Vieles erzählen, was er während den 38 Dienstjahren erlebt hat.

Es ist zu wünschen, dass diese tapferen Kämpfer des Alltags noch manche Jahre mit ihren Ehefrauen den Tag ihres Dienstjubiläums feiern können, dass sie sich guter Gesund- heit erfreuen und einen langen, son- nigen Lebensabend geniessen dürfen.

W.

Die Stimmung war bestimmt schon recht fröh- lich, als sie gemeinsam, fast einen ganzen Tramwagen füllend, zum Bahnhof fuhren



Auch Kondukteur Jakob Studer (rechts) sorgt in seiner Freizeit dafür, dass der Kochtopf zu Hause nicht leer bleibt. Sein Kollege, Armin Eggiman (links) schaut ihm zu und erteilt ihm gute Ratschläge



Ernst Gasser, auch einer der sieben Auf- rechten, verbringt fast täglich ein paar Stunden auf seinem Pflanzplatz (Photos W. Nydegger)